

EUGEN ROSENSTOCK UND JOSEPH WITTIG

# DAS ALTER DER KIRCHE

KAPITEL UND AKTEN

---

BAND I

---

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · BERLIN

**DER ANNUS ACCEPTUS DES THEOPHRAST  
VON HOHENHEIM (PARACELSUS)**

(LUCAS IV, 17—21)

**ÜBERSICHT: 1. WÄCHST DAS REICH? — 2. PARACELSUS  
IN BASEL. — 3. DER DOPPELTE ANFANG.**

## DER ANNUS ACCEPTUS

### *I. Wächst das Reich?*

SOVIEL GRÜNDUNGEN, VERSUCHE UND ORGANISIERUNGS-Kunststücke mit hohen und höchsten Zielen es in den letzten Jahren gegeben hat, so groß ist heute weit und breit der Katzenjammer über das Unter-nommene. Wenn wir auf alle die verkrachenden Siedlungen, Verlage, Vereine und Zeitschriften und in der Wirtschaft auf alle Schwindelgründungen der Inflation blicken, so scheint eine Woge von ungefähr sie emporgehoben zu haben, und grundlos wogen sie heute wieder hinab; uns aber graut vor der Blindheit unseres menschlichen Treibens. Sie haben keinen festen Boden unter die Füße gekriegt. Sie sind in der unergründlichen Flut ertrunken. Hingegen die Gründlichen triumphieren, jene, die nie etwas wagen, ohne den Zweck vorher ausgerechnet zu haben und mit ihm den Erfolg, sie, die nie etwas grundlos tun. Für sie wohnt dem Worte »Grundlos« eine einzige Bedeutung inne, nämlich die lächerlich machende: Was man nicht vorher ausreichend motivieren und ableiten konnte oder kann. Sie mißtrauen stets den Wogen der Begeisterung. Sie bauen nur auf den festen alten Grund. Sie tun auch nur Dinge, die einen realen und soliden »Hintergrund« haben. Sie stehen dafür ein, daß es in der Welt nie anders wird. Es gibt kein Neuland, keine neuen Jagdgründe für den menschlichen Geist. Es bleibt alles beim alten. Christus ist für sie eine Torheit, die Erfinder sind Narren, alles Heldentum sinnlos; der Genius wird zum Paranoiker erklärt. Heute, wo alles oder so vieles 1919 »grundlos« Begonnene von den Wellen wieder weggespült wird, scheinen diese ewig Erfolgreichen recht zu behalten. Wir können ihnen heute auch mit keinen Redensarten ausweichen. Dann liegt

da aber eine ungeheure Schwierigkeit. Wächst das Reich oder bleibt unser Grund immer gleich beschränkt? Erschließen sich neue Königreiche, Neuländer, in denen neue Ordnungen gelten, im Lauf der Geschichte? Der ganze Begriff der *Heilsgeschichte* hängt an dieser Möglichkeit des *Hinzukommens* von Lebensbereichen, die man innerhalb der alten viel zu wohlbegründeten Ordnung weder hätte ahnen, noch ableiten, noch begründen können. Wenn Gott die Welt regiert, so muß Grund um Grund hervorbrechen. Wenn ein neues Wirken möglich sein soll, das nicht in uns und unsern »Motiven«, das heißt nicht in dem uns schon bekannten Umkreis des verstandesmäßig bereits bewältigten Lebens gründet, sondern das *neu* aus Gott hervorgeht, *neu* eingeht in die alte Schöpfung, so gibt es also einen anderen, grundlosen Weg zu verfolgen, jenen Weg alles Schaffens, der nicht im Verstande gründet, sondern senkrecht vom Himmel stammt, auf dem Gott sich durchsetzt nicht wegen unserer logisch nachgewiesenen Eignung und Begabung und Hilfsmittel, sondern trotz unserer mangelnden Eignung und des Fehlens von so und so vielen Erfolgsgründen. Die Welt zerfällt also darnach nicht in Erfolgreiche, die auf den alten Grund bauen, und Erfolglose, die in die Luft bauen; sondern es gibt noch etwas drittes: jene nämlich, die den Erfolg nicht ihretwegen wollen oder beanspruchen, sondern die ihn trotz ihrer selbst wollen, die von beiden ein Stück in sich tragen, von den ewigen Hungerleidern nach dem Unerreichlichen, und von den heut und immer Siegreichen; mit jenen teilen sie die eigene Schwäche, mit diesen den zähen Erfolgswillen. Man kann von ihnen sagen: sie wollen zwar gern ihre Subjektivität daran geben, aber sie wollen den Erfolg ihres Auftraggebers. Sie bauen auf einen

neuen Grund, *der in ihnen zuerst sich bildet* und der ihnen als Erdreich sich erschließt, ohne daß sie ihn den andern schon vormessen könnten. Sie erscheinen deshalb vermessen, sind aber ganz nüchtern. Sie wissen, daß sie auf noch unsichtbarem Grunde ihr Zelt aufschlagen müssen. Sie müssen kraft himmlischer Berufung. Sie wissen kraft irdischer Verhaftung um den närrischen Eindruck, den sie bei den Gefestigten hervorrufen. Wie kann es aber auf ihrem Wege von oben nach unten ein Gründen geben, eine sichtbare Gestalt? Was kann bei grundlosem Anfang an Erfolg, an erdenschwerer äußerer Form als Haus, als Ordnung, als Verband oder ähnliches entstehen? Häuser, Gesetze, Ordnungen müssen doch nun einmal auf der wohlgegründeten dauernden Erde senkrecht und handfest nach den Gesetzen der Physik, der Trägheit und der Schwere, der Finanzen, Ökonomie und Rentabilität gebaut werden.

Wie soll das nun bei einem Werk geschehen, das Gott in unser Herz sät und dort aufgehen läßt, »grundlos«, jenseits menschlicher Gründe? Es scheint ein Aberglauben. Und so ist es auch auf Seiten der Theologie die große Mode des Tages, dergleichen für Vermessenheit zu erklären. Die Theologen selber arbeiten heut den Philosophen in die Hände und bemühen sich, Welt und Gott ein für allemal auseinanderzureißen. Karl Barth, Gogarten, Franz Werfel in seinem Paulus-Drama, und viele mit ihnen trennen Gott und Geschichte, den menschlichen Glauben und die irdische Verwirklichung. Alles Irdische bleibt ihnen irdisch, damit das Göttliche chemisch rein göttlich bleiben könne. Woher sie dann noch vom Göttlichen wissen können, verraten sie uns nicht. Und so gleichen diese Ultra-Reinhalter Gottes aufs Haar den Ultras der Materie. Gott regiert vielleicht. Aber am

wichtigsten scheint ihnen die unfrohe Botschaft: er offenbart sich uns nicht und er wird nicht Fleisch. Wir glauben nicht so, nicht nur weil wir anderes erlebt haben und erleben. Sondern weil wir von Gott, seitdem er die Welt geschaffen hat, gar nichts anderes erfahren, als daß er sich in seinem Ebenbilde offenbart hat und tagtäglich offenbart. Gewiß ist unsere Sündhaftigkeit ein Hemmschuh dabei. Aber werden diese Sünden gesühnt und vergeben, so lebt trotz unserer Sünden die irdische, lebt unsere menschliche Welt ganz grundlos von immer neuen Werken aus Gottes Gnade. *Gott schafft noch heut durch uns hindurch!*

Grundlos entspringend gehen diese Taten Gottes dennoch höchst real in die Menschenwelt ein. Grundlos hat nämlich noch eine andere Bedeutung als die verstandesmäßige des Unbegründbaren, mit der es der Realpolitiker abtut, oder die reine Jenseitigkeit des Religiösen der Barthianer. Wenn heut vieles wie Spreu verweht, so nicht nur solches, das logisch unbegründet war, oder genauer nicht deshalb verweht ist, weil es ohne Klugheit unternommen war, sondern es verging, noch *ehe* es Grund gefunden hatte. »Grundlos« hat hier die zeitliche Bedeutung des »Noch nicht«. Bei einem Werke von oben ist es eben nicht so, daß es dauernd die Wurzeln im Himmel behalten könnte und wie die schimmernde Jakobsleiter den Verkehr der Engelnach unten zu ermöglichen vermöchte. Sondern der aufgetane, der einmal allerdings aufgetane Vorhang fällt alsbald wieder zu; der Mensch oder das Werk, die ihre Quelle im grundlos-göttlichen Leben empfangen haben, werden hinunter auf die Erde entlassen. Aus dem ihnen geschenkten Leben muß ein neues irdisches erdenhaftes hervorgehen: Nur wenn der Mensch oder das Werk auf

seinen anfänglichen Schwebezustand zwischen Himmel und Erde verzichtet, wenn sie real werden und das heißt, wenn sie wieder so werden, wie andere Menschen und Dinge auch, weisen sie sich aus, daß sie nicht Phantasten sind noch eitle Hirngespinnste, keine Traumschatten, sondern überirdischer Herkunft. Also besteht folgende seltsame Lage: Der Beweis für den geisteskräftigen Ursprung eines neuen Werks liegt darin, daß es entschlossen die Gesetze des Diesseits auf sich nimmt, und daß es nun einen zweiten rein irdischen Grund unter sich kriegt. Was anfangs allerdings von oben nach unten wuchs, muß ein zweites Mal wiederkehren in der bescheidenen, irdischen Form des von unten nach oben Wachsenden, sich Entfaltenden. Nur deshalb, weil es einen *doppelten Anfang* hat, unterscheidet es sich von allem bloß Gebauten oder Gemachten. Diesen nüchternen Tatbestand verkleistert der Unglaube mit seiner Phrase vom organischen Wachstum, indem diese vor-täuscht, es könne die menschliche Gemeinschaft irgendwie bloß vegetativ ohne gewaltige Ursprünge sich zusammenordnen. Nein, durch den *doppelten Anfang* unterscheidet sich das Ereignis von menschlichem Gemächte. Das Ereignis wird gesät unberechenbar, ja wider alle Berechnung, nur von Geistesgewalt. Es entspringt im unausgedehnten, unkörperlichen reinen Zeitenstrom, der noch nicht in das Irdisch-Räumliche eingebrochen ist. Es geschieht im Nirgendsland, auf der Seite, auf der auch die Träume der Künstler, Schwärmer und Idealisten sich zu ergehen lieben. Die Theologen oder gar die Philosophen mit ihrer Transzendenz und gar Transzendalität lieben es freilich nicht, das Schwarmland der geistigen Genießer zusammenzurücken mit ihrer Gralsburg, dem »Jenseits«. Und doch hilft es Eurem Stolze nichts. Von

»Natur« wegen sind auch jene Schwärmer Teilhaber des Jenseits. Aber während sie bequeme Faulpelze bleiben, ist es mit dem Gotteskind alsbald anders; denn hernach nimmt es den ganzen beschwerlichen und beschmutzenden Weg des Körperlich-Werdens auf sich und an sich. Dies Gesetz ist das Geheimnis, das Jesus und die Kirche uns mitteilen.

Menschliches Gemächte umgekehrt entspringt keiner ursprünglichen Unterwerfung unseres Verstandes und unserer Interessen unter ein Ereignis. Es »entspringt« überhaupt nicht wie die berufene Tat, und eben darum »wächst« es hernach nicht aus kleinsten Keimen, wie Gottes Geschöpfe das tun. Es fängt mit großem Machen an. Aber es zeigt sein schlechtes Gewissen dabei. Denn es pflegt diese seine Oberflächlichkeit möglichst schnell in Vergessenheit zu bringen, indem es sich mit allerhand Flitter drapiert und irgendein Ideal hißt. Nur dadurch — das sei nebenbei bemerkt — wird unser Machen gemeingefährlich. Wenn wir hingegen bei einem Unternehmen seinen Ursprung aus bloßem Hunger und Erdennot und Schwäche bescheiden eingestehen, so bleibt uns das vergeben. »Um das Vaterland zu retten«, darf ich nicht von anonymen Geldmächten Geld für meine politische Wirksamkeit annehmen; um Frau und Kind zu ernähren, darf ich beim Todfeind Arbeit suchen.

Wenn es sich nun bei Gottes Herrschaft nicht um Religion oder Lehren oder Gefühle handelt, sondern um Taten und Ereignisse, die seinen Willen vollenden, dann muß auch das große Buch dieser Ereignisse vor uns aufschlagbar sein. Und wenn wir überhaupt vorgeben, von diesem Walten zu wissen und von ihm zu reden wagen, so müssen wir auch die Verbindung suchen mit der schon geschehenen Verwirk-

lichung gottgewollter Taten in der Geschichte. Das Siegel dieser Taten wird ihr doppelter Anfang sein. Zwischen den beiden Anfängen müssen sie sichtbar von den Schlacken der zu ihnen berufenen menschlichen Träger gereinigt werden. Die katholische Kirche hat das Buch dieser Taten, soweit sie innerhalb und für die Kirche geschahen und geschehen, getreulich gesammelt. Der Kalender der Heiligen hält sie fest. Die Protestanten müssen endgültig einsehen, daß sie in keinerlei Kirchenjahrsdingen an Konkurrenz mit den katholischen Brüdern denken dürfen. »Die Wolke der Zeugen«, wie alle kirchlichen Geistschätze, sind katholisches Erbgut, an dem die Protestanten einfach teilnehmen. Der Hinzutritt des Protestanten, des protestierenden Menschen, zur Kirche erzwingt vielmehr nur das eine, auf das es uns freilich gerade ankommt: Das Monopol der Kirche wird gebrochen! Wir Protestanten bringen das Opfer einer unvollkommenen, einer gestaltlosen Kirche, damit dem göttlichen Heilsweg nun auch draußen in der Welt nachgefragt werden kann. Erst das ist die Bewährung der Lutherschen Reformation, wenn durch die Demütigung der Kirche in der Christenheit Kräfte frei werden und nun Zeugnisse einer christlich werdenden Welt auftauchen. Die christlichen Taten, die im Werktag des Volks der Sonntagskirche entgewachsen, die das in der Kirche erst einmal vor die erstaunte Welt Hingestellte nun als Laintaten zu wiederholen suchen, die sind auch ein Heilungskalender, den die Christenheit versuchen sollte, dem der Kirche zur Seite zu setzen. In diesem Rahmen möchte unser heutiger Versuch gesehen werden. Es soll an einem Beispiele gezeigt werden, daß diese Taten zwar anderwärts geschehen, als sie vielfach gesucht werden, daß aber wahrhaftig das von Chri-

stus offenbarte Gesetz in ihnen zum Durchbruch kommt.

Eine solche Tat stand oder geschah in der Geburtsstunde der modernen Naturwissenschaft. Keine Macht hat in den letzten drei Jahrhunderten den Kirchen, Religionen, Zionswächtern und Theologen so viel zu schaffen gemacht als eben die Naturwissenschaft. Sie scheint unchristlich und gottesgleichgültig wie keine andere Geistesprovinz. Aber gerade sie entsprang ja in dem Augenblick, da Luther das Monopol der Kirche zerbrach. Schon aus dieser Gleichzeitigkeit möchte man schließen, daß Luthers negativer Tat, mit der er die Christenheit mündig neben die Kirche gesetzt hat, auch christliche Ereignisse auf dem Gebiet des außertheologischen Geisteslebens parallel gehen möchten. Und so ist es denn in der Tat: Der Gotteserkenntnis des Mittelalters kann eine Welterforschung in der Neuzeit folgen, weil die Läuterung durch die Theologie des Menschen Seele aus der Welt endgültig herausgerissen hatte. Zum erstenmal war nun eine völlig außermenschliche und unmenschliche Welt vorhanden, der sich der Menscheng Geist ohne Gefahr und in theologisch verbürgter Freiheit gegenüberstellen konnte. Die Welt wird zum bloßen Gegenstand des Menschen, denn der Mensch ist unverlierbar an Gott gekettet und fürchtet die Welt nicht mehr, wie der kosmisch-dämonisch gebundene Mensch früherer Epochen. Die Naturgesetzforschung der letzten vier Jahrhunderte ist eine Frucht am Baume des Christentums, undenkbar in der hellenisch-römischen Welt, die erste Weltüberwindung einer von dem Vorbild der Kirche bezwungenen und aufgebrochenen, einer christlich werdenden Welt. Als der Saft des Kreuzesstammes nicht mehr ausschließlich für den Aufbau der Kirche verbraucht wurde, da schoß er sofort in neue Schöblinge

und Zweige hinüber und nur ihr Dasein kann den Protest der christlichen Welt gegen Roms Monopol rechtfertigen. Diese Erkenntnis bedeutet freilich für den Naturforscher und für die Religion beide eine harte Nuß. Beide scheinen damit ihre Absolutheit, das heißt ihre Losgelöstheit vom übrigen Geistesleben zu verlieren und sogar von ihrem Widersacher abhängig zu werden. Kann *eine* Wurzel diese feindlichen Mächte emporgetrieben haben und muß deshalb die Streitaxt zwischen ihnen begraben werden, so sieht die Kirche und so sieht die Welt, eine wie die andere, erheblich anders aus, als die Gläubigen dieser beiden Geisterreiche zu meinen pflegen. Denn sie dienen dann beide einzig dem Beweis des Geistes durch die Kraft. Und die »moderne« Wissenschaft, genauer: *die Naturwissenschaft der christlichen Welt*, reinigt dann unsern vorurteilsvollen Geist von den Schlacken heidnischen, römisch-griechischen Geistes, die der römischen Kirche und Schule des Mittelalters hinsichtlich des Kosmos noch angehaftet hatten und von ihr allein nicht ausgeschieden werden konnten.<sup>1</sup>

## II. Paracelsus in Basel

Unser Thema ist der Kreuzweg, den der erste ausgesprochen deutsche, genauer der erste nicht-römische Naturforscher gegangen ist, der erste weltliche Denker aus germanischem Blut und christlichem Geist, der erste nicht nur der Zeit, sondern auch dem Range nach: Theophrast von Hohenheim, bekannt unter seinem Humanistennamen Paracelsus.

Vorweg sei das Äußerliche hervorgehoben. Die gesamte Medizin der Gegenwart geht auf die Paracel-

<sup>1</sup> Siehe hierzu auch oben »Thomas und Augustin« S. 657 ff. und die hinreißende Gegenüberstellung: Bilden und Helfen (Hippokrates und Paracelsus) von Viktor von Weizsäcker in Die Schildgenossen VI (1926), 477 ff.

sisten zurück; diese Paracelsisten haben in einem erbitterten, Jahrhunderte währenden Kampfe die Herrschaft der »Galeniker«, der mittelalterlichen Ärzteschule, ausgehöhlt und gebrochen. Aber Paracelsus hat von diesen Wirkungen selber nichts erlebt. Als er 1541 starb, da lag sein Werk in ungedruckten Stößen bei dankbaren Patienten und Freunden geborgen. Paracelsisten tauchten erst in der Folgezeit auf. Erst dreißig bis vierzig Jahre später sind sie eine Macht. Fünfzig Jahre nach seinem Tode erscheint die erste Gesamtausgabe seiner Schriften. Gleichzeitig — also ehe die Schriften wirken konnten! — ist damals die Legende um seine Person fertig, die sich fortan trotz des klaren Gegenbeweises seiner Bücher erhält. Paracelsus hat so zwei Erbfolgen, eine literarische und legendäre. Der Messias der Paracelsisten erschien der Außenwelt als Lügenprophet, als Schwindler, Trunkenbold, Marktschreier, Kastrat. Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde der Satz gedruckt: »Wer kann ein Buch von Theophrastus in die Hand nehmen, ohne sich sofort zu überzeugen, daß der Mann wahnsinnig war!« Am Grabe dieses Wahnsinnigen in Salzburg aber betete noch um dieselbe Zeit das dankbare Volk in Krankheitsnöten! Weder mit seiner Legende, noch mit seiner Schule, noch mit der Literatur aus seiner eigenen Feder wollen wir uns verweilen, so lehrreich für alle Geschichte der Gang ist, den alle drei genommen haben. Wir suchen den Kern. Denn wo so außerordentliche, halb erhabene, halb lächerliche Wirkungen auftreten oder in der Sprache Karl Barths: wo so viel wagrechte Kreise im Wasser zu sehen sind, da ist vielleicht ein Stein senkrecht ins Wasser gefallen. Der Fall Paracelsus — es handelt sich um einen solchen — liegt beschlossen in dem Jahre, das er als Professor in Basel zugebracht

hat. Auf dies Jahr konzentrieren wir daher unsere Darstellung.

Dazu müssen zunächst die wichtigsten Tatsachen aus dem Leben des Paracelsus kurz ins Gedächtnis gerufen werden. Aus dem schwäbischen Adelsgeschlechte der Bombaste von Hohenheim stammend, ist Theophrast am 10. November 1493 bei Einsiedeln geboren. Auch sein Vater war Arzt. Von 1502 an lebte die Familie in Villach in Kärnten. Schon jung muß Paracelsus in Medizin, Chemie und verwandten Gebieten gute Anleitung erhalten haben, bevor er 1516 in Basel sein Studium regulär begann. Alsdann hat er in den Feldzügen der Zeit, öfters als Truppenarzt, das gesamte Festland Europas, auch England kennen gelernt. Aus allen diesen Jahren besitzen wir eben deshalb nichts Schriftliches von ihm. Um die Mitte der zwanziger Jahre scheint er aber begonnen zu haben, durch freie Wandervorträge auf Hörer zu wirken. Die erste Lebensstation vor Basel, bei der ihm der Gedanke der Niederlassung gekommen sein muß, ist Straßburg, wo er sich Ende 1526 bei einer Zunft und ins Bürgerrecht aufnehmen läßt. Um diese Zeit hat er den berühmten Basler Drucker und Humanisten Froben von schwerem Leiden geheilt. Im Februar 1527 finden wir ihn in nahem Verkehr mit dem damaligen Rektor der Basler Universität, Bonifazius Amerbach in Neuenburg. Dort scheint die von Froben dankbar bei dem Stadthaupt Oekolampadius betriebene Berufung Hohenheims nach Basel gültig geworden zu sein. Erst im Frühjahr 1527 ist er als Stadtarzt und ordentlicher Professor in Basel tätig geworden. Und die Herrlichkeit dort hat nur ein knappes Jahr gedauert.

Aber das schnöde Wort »Herrlichkeit« — hier muß es einmal im vollen Wortsinne genommen werden:

Es war ein herrliches, kraftvolles Leben von einer Leistungsstärke, die ans Fabelhafte grenzt. Basel empfing ihn nach der Sitte der Zeit unter dem latinisierten Namen Paracelsus; der neue Professor aber ist seinem angestammten Namen treu geblieben und hat sich durchweg schlicht Theophrast von Hohenheim genannt, wenn er deutsch sprach oder schrieb. Diese Äußerlichkeit ist aber für sein ganzes Auftreten in Basel bezeichnend. Er dachte nicht daran, die bequemen vorgeschriebenen Bahnen einer sicheren Pfründe zu wandeln. Anders wollte er Frobens Vertrauen lohnen, nämlich, indem er sich selbst, »Seele und Leib«, als Eckstein in den neuen Wirkungskreis hineingab. Auf der einen Seite beginnt er das Medizinalwesen der Stadt zu reformieren, er entwirft eine vorbildliche Apothekenordnung. Auf der anderen Seite ist er ein vielgesuchter Arzt, der Tag und Nacht begehrt wird. Die Hauptsorge aber richtet er auf die Neueinrichtung des medizinischen Studiums an der Universität.

Diese Einrichtung Hohenheims war keine Reform oder Revolution im genauen Sinne dieser viel mißbrauchten Worte. Reformen und Revolutionen pflegen auf dem Boden des Bestehenden hervorzubrechen und deshalb als negativer Angriff gegen einen oder mehrere drückende Mißstände sich zunächst zu äußern. Meist wird erst hinterher die eigene schöpferische Leistung den durch den Umsturz zur Macht Gelangten abverlangt. Solche schreienden, »revolutionsreifen« Zustände herrschten damals in der Medizin für das allgemeine Empfinden nicht. Die Methode, einen antiken Autor vorzutragen und zu kommentieren, hat — wie bei den Juristen bis heute, in der Philosophie bis Kant — so auch in der Medizin noch Jahrhunderte überdauert.

Hohenheim verfuhr umgekehrt. Er gab unbefangen und vertrauensvoll sich selbst; erst hinterher ist ihm Schritt für Schritt die Polemik und der Kampf mit dem Bestehenden, nur damit er sich selbst behauptete, abgenötigt worden. Seine Neueinrichtung wandte sich darum nicht nach der oder jener einzelnen Richtung, sondern sie erfolgte *aus einem neuen Mittelpunkt heraus*. Dadurch hatte alles und jedes in Form und Inhalt seiner Lehre schlechterdings keinen Zusammenhang mehr mit dem Hergebrachten. Wir besitzen sein Ankündigungsprogramm aus dem ersten Semester seines Wirkens, das wohl verspätet erschien, die einzige Drucksache aus seinem Leben bis zum Jahre 1529! Darin heißt es (wir übersetzen): »Darüber, daß keine Gottesgabe so unentbehrlich ist wie die Medizin, sind Kirche und Welt einig. Aber die wenigsten Ärzte von heut handhaben sie erfolgreich. So war die Absicht, ihren alten Ruhm wieder herzustellen und aus den größten Irrtümern zu befreien. Wir halten uns daher nicht an die Lehren der Alten, sondern an die, die wir der Natur der Sache und unserm Finderglück verdanken und in langer Praxis bewährt gefunden haben. Zum Unglück der Kranken versagen heute die Ärzte, nur weil sie überängstlich Hippokrates, Galen und Avicenna anhängen und diese wie delphische Orakelsprüche bis aufs I-Tüpfelchen befolgen. Mit solchen Gewährsleuten mag man ein glanzvoller Doctor Medicinae, aber kein Arzt werden. Weder Titel noch Zungenfertigkeit noch Sprachenkenntnis noch Bücherwissen (so nützlich Lektüre ist) braucht der Arzt, sondern tiefes Wissen der Tatsachen und Probleme; darauf kommt alles an. Ein Redner muß kunstvoll sprechen und überzeugen können und den Richter auf seine Seite ziehen; der Arzt muß die Krankheiten nach Ursachen,

Symptomen und Eigenart kennen und überdies die allgemeine und die spezielle Arzneimittellehre gründlich beherrschen.

Nun kurz ein Wort über meine Lehrmethode. Unter günstigen Bedingungen vom Baseler Rate berufen, lese ich täglich zweistündig praktisch und theoretisch über Medizin, Physiologie und Chirurgie sorgfältig und mit Nutzen für die Hörer in öffentlicher Vorlesung meine eigenen Schriften. Diese sind kein Flickwerk aus Hippokrates oder Galen, wie das andere zu machen pflegen, sondern die Frucht emsigen, angestregten, empirischen Studiums. Daher werde ich meine Lehren experimentell und systematisch, nicht durch gelehrte Zitate begründen.

Wen die Probleme dieser göttlichen Kunst reizen und wer sie in kürzester Zeit kennen lernen will, der eile darum nach Basel. Mehr und besseres als hier gesagt werden kann, wird er alsdann erfahren. Um den Studenten unser Vorgehen zu verdeutlichen, mag als Beispiel unsere Lehre von den Naturellen und den Säften genannt werden; hier weichen wir grundsätzlich von den Alten ab, die ihnen fast alle Krankheiten zur Last legen. Daher kommt es, daß heut kein Arzt oder doch die allerwenigsten die Krankheiten, ihre Ursachen und ihren Verlauf genau verstehen. Diese flüchtige Andeutung muß hier genügen. Indessen warne ich jeden, die Sache zu beurteilen, ehe er bei mir, Theophrast, gehört hat. Mit Gruß und der Bitte, diesen unsern Versuch eines Neubaus der Medizin zu fördern, gegeben am 5. Juni 1527.«  
Der Ton dieses Programms mag auf den heutigen Leser zunächst einen überheblichen Eindruck machen. Trotzdem behaupten wir, daß es von Hohenheims Standpunkt aus sich einer ganz außerordentlichen Zurückhaltung befleißigt! Denn seine Taten ließen

dies Programm weit hinter sich! Nur wer das berücksichtigt, versteht seinen Stil. Der Marktschreier oder der Politiker pflegen weit mehr zu behaupten, als sie halten können. Hohenheim aber hat nur eben das nötigste von dem, was ihm auf der Seele brannte, gesagt, und zwar nur das, wofür er einigermaßen an den bekannten Zustand anknüpfen konnte. Er hat später sein Vorgehen so charakterisiert: Niemand kann über die Medizin Glosse oder Text machen; die Natur, die macht den Textum, der Arzt die Glosse zu diesem Buch. Das erinnert an Goethe: Und so ist Natur ein Buch lebendig, unverstanden, doch nicht unverständlich. Das Programm verschweigt erstens, daß er auf deutsch vorträgt, der erste und einzige Gelehrte des sechzehnten Jahrhunderts, der das auf einer Universität gewagt hat. Der nächste, der das gewagt hat, Christian Thomasius, kam bald 200 Jahre später! Er übergeht ferner die grundstürzend neue und zugleich großartige Systematik, die ihm vorschwebt. Ein Beispiel mag sie verdeutlichen. Hohenheim lehrt, daß die Ursache der Krankheitsentstehung sozusagen auf verschiedenen Ebenen gesucht werden muß. Ein und dasselbe Fieber zum Beispiel könne mechanisch-physikalische, chemisch-gastrische, physiologisch-konstitutionelle, dämonische und schließlich göttliche Ausdeutung, je nachdem erheischen. Mit einem Schlage wird hier das ganze System der Zusammenhänge, in denen der Mensch gleichzeitig steht, enthüllt und das Herumkurieren an den Symptomen abgelehnt. Wie viele Irrenärzte von heute könnten von der Unterscheidung des vierten und des fünften Kraftfeldes lernen, die auf der Aussonderung der seelisch-schicksalsmäßigen (»dealen«) von den bloß nervös-hysterischen (»spiritualen«) Ursachen beruht. Übergehen müssen wir die — heut Wahrheit

gewordene — Gesamtsystematik, durch die er eine Physik des Weltalls, eine organische Chemie und eine Art Physiologie oder Biologie und auf der anderen Seite die Charakterbildung des Arztes selber zu den vier Eckpfeilern seiner Wissenschaft machte. Verhüllt bleibt in dem Flugblatt, daß er den Chirurgen und den Internisten, damals und noch lange, lange Zeit als Wundarzt und Leibarzt sorgfältig unterschieden, grundsätzlich in seinem Unterricht verschmilzt. Ist ihm doch die unversiegbare Heilkraft der Natur selber das die Wunden und Krankheiten gleichmäßig Beherrschende. Er hält nicht für nötig, seine folgenreiche und erfolgreiche Verwendung von Opium und Quecksilber zu erwähnen, genauer er hält es nicht für klug. So hängt er auch nicht an die große Glocke, daß bei seiner Auffassung der lebendigen Natur weite Gebiete der Theologie — wie die Wallfahrtswunder, die Teufelsbeschwörungen, das Hexenwesen, — der Medizin angehören, obwohl er über sie in Basel nachweislich vorgetragen hat. Wir könnten in solchen System-, Form- und Inhaltsumwälzungen fortfahren; es genügt aber das Gesagte, um zu zeigen, daß die Neuheit dessen, was die Persönlichkeit Theophrasts verkörperte, die Neuigkeiten des Programms weit hinter sich ließ. Das Programm war also nicht überheblich, sondern bescheiden.

Hohenheim hat nur noch bis zum Februar 1528 in Basel bleiben können. Freundschaft und Dankbarkeit waren die Stützen gewesen, durch die er sich inmitten der Angriffe gegen sein unzünftiges Gebaren zunächst glauben konnte zu behaupten. Die erste Stütze brach mit dem Ablauf des Amerbachschen Rektorats im Mai 1527. Schon im Juni sehen wir ihn durch Pamphlete von hanebüchener Grobheit, von verhetzten Schülern verfertigt, in gereizter Stimmung. Man verspot-

tet den deutschen Kakophrastus, der ohne Autoritäten lehrt. Verächtlich warf er am Johannistage im Vorübergehen ein Avicennasches Kompendium in das Festfeuer.<sup>1</sup> Im Herbst starb dann Froben, und da Frobens Heilung seinen Ruhm in Basel begründet hatte, so war das für Hohenheim ein doppelharter Schlag. Mit dem großen Erasmus aber, auf den vieles ankam, und mit seiner zarten, wählerischen Art war Hohenheim nicht warm geworden. Zwar mußte Erasmus die Verdienste Hohenheims um Froben, seinen Hausherrn, anerkennen, und der Arzt übersah die Lage zu gut, um nicht diese schriftliche Bestätigung der Kur, die ihn in Basel empfohlen hatte, mit bemerkenswerter Klugheit zu verwerten. Aber mit Frobens Tod tritt eine erschreckende Kälte des Erasmus gegen Hohenheim zutage, die ganze Kälte des Nikodemisten gegen den Bekenner. Damit waren aber die inneren Beziehungen zu der Welt der Hochschule naturgemäß morsch. Der äußere Zusammenbruch kam dann, als der isolierte, kraftlos Gewordene sich nun einmal auch auf den Pfaden der Welt betreffen ließ. Er wollte wohl auch einmal bürgerlich handeln und klagte deshalb ein auf Grund einer Auslobung festgesetztes Honorar für eine erfolgreiche Kur an einem Domherrn beim Stadtrat ein.

Der Gegner, der sich so unvornehm verklagen ließ, weil er plötzlich von der Auslobung nichts mehr wissen und nur die gemeine Taxe erlegen wollte, drang durch. Da wallte Hohenheim auf und schmähte mündlich und in fliegenden Blättern die, die ihn rechtlos ließen. Während dem Domherrn nichts geschah, fiel nun für die im Grimm von Hohenheim hervorge-

<sup>1</sup> Werke (Sudhoff) VIII, 58: „ich hab die summa der bücher in sanct Johannis feuer geworfen auf das alles unglück mit dem rauch in die Luft gang, und also ist gereinigt worden die monarchei (-Hegemonie in der Medizin) und sie wird von keinem feuer mer gefressen werden.

stoßen Wahrheiten alles über ihn her. Es wiederholt sich immer, daß die Gesellschaft eher ein Verbrechen verzeiht als solch Herausfallen aus ihrem »Ton«. Hohenheim sagt darüber, das Gesetzmäßige des Verlaufs anerkennend, »Wahrheit bringt Haß«. Ihm drohte die Verbannung in die Zentralschweiz. So entflohe er im Februar 1528 nach Kolmar. So dramatisch dieser Abgang erscheinen mag, so war er doch nur etwas Letztes. Irgend dergleichen tritt immer hinzu, wenn die Dinge »reif« sind.

Hohenheim selber hatte denn auch die Gefahren seiner Lage schon im Sommer erkannt, er hatte den Rat darauf hingewiesen und sich seit Frobens Tod keine Illusionen mehr gemacht. Er versuchte es noch, sich einen auswärtigen Stützpunkt zu schaffen, indem er seinem Kollegen Dr. Klauser in Zürich und dessen Schülern nähertrat. Diesem Bemühen verdanken wir sein ältestes, noch lateinisch geschriebenes Buch. Zurückhaltend wählte er das praktischste und daher am ehesten ansprechende Gebiet der Arzneimittel dazu. Er sandte das Manuskript im November mit zwei Briefen nach Zürich.<sup>1</sup> Der damit verfolgte, sehr vernünftige Plan kam aber nicht zur Auswirkung. Das Buch kam nicht in Zürich zum Druck, wie er gehofft (es erschien erst 1562!), konnte also seine Position nicht rechtzeitig stützen, was sonst wohl möglich scheint, wenn man seinen Inhalt erwägt. Immerhin durchzieht schon die beiden Widmungsbriefe ein düsterer Ernst und die volle Kenntnis des feindlichen Bodens, auf dem er stand. Es hätten eben die herrliche Kraft und unerschöpfliche Fruchtbarkeit in seiner dreifachen Tätigkeit, dieser triumphierende Eintritt des Genius,

---

<sup>1</sup> Die Datierung dieser Briefe in der Huserschen Ausgabe ist falsch. Ihre Weg aber konnte dieser Vorgang bisher nicht im rechten Zusammenhang gesehen werden.

— der an Goethes Eintreffen in Weimar gemahnt, so wie es Wieland schildert — es hätten sie nur dann in den Zustand der Dauer überführt werden können, wenn andere ihm die äußeren Widerwärtigkeiten, den Machtkampf um die Stellung abgenommen hätten. Das ist Karl Augusts Großtat an Goethe gewesen. Diese Gesellung von Genius und Macht allein rettet jenes vor Untergang. Im gewöhnlichen Weltlauf darf der Einzelne seine schöpferischen Kräfte nicht ungehemmt entfalten. Denn der gewöhnliche Sterbliche verbraucht etwa *die Hälfte seiner Kräfte* zur Dekkung, Sicherung und Ergänzung seiner sozialen Stellung. Es sind die außerordentlichen, glaubenserfüllten Hochzeiten des Lebens, in denen der Mensch ganz nur Flamme, ganz rein und ohne Trägheit wirkende Kraft ist. Alsdann ist eine ungemessene Leistungsfähigkeit im Menschen — Jahre, ja Jahrzehnte des gewöhnlichen Lebens in ihrer lauwarmen Temperatur werden dann in Monate zusammengedrängt. Es ist eben das Leben, das der Heilige wie der Dichter, wie jeder Gerechte als das göttliche Leben erkennen, von dem Hölderlin sagt: Einmal lebt' ich wie Götter, und mehr bedarfs nicht.

### *III. Der doppelte Anfang*

Daß wir nicht übertreiben, wenn wir dazu auffordern, Hohenheims Jahr in Basel unter dieses Licht des doppelstarken — weil auf allen Selbstschutz, alle irdische Selbstbehauptung, auf alles »Irdische« im Sinne der Bibel verzichtenden — Lebens zu rücken, ist freilich dem nicht zu beweisen, der ein solches vollendetes Leben aus dem Glauben nur für eine fabelhafte, sogenannte »religiöse« These hält, statt daß in Wahrheit eine solche Erhöhung des Daseins natürlich in jeder Form des Menschentums, hier also an einem

Forscher und Lehrer, sich zu offenbaren vermag. Indessen auch solche Zweifler werden an einem Umstande nicht vorbeikönnen, für den es keine andere Deutung gibt als die, daß jenes Baseler Jahr nicht nur das einzige Jahr fester äußerer Stellung im Leben Theophrasts, nicht nur jener Einschnitt in seinem Leben ist, von dem ab es aus seiner bisherigen Verborgenheit und Privatheit ins öffentliche übertritt, sondern daß es für die Reifung der Seele und die geschichtliche Aufgabe unseres Helden die Bedeutung endgültiger Festlegung und Prägung gewonnen hat. Dieser Umstand ist der, daß Hohenheim sowohl bewußt wie unbewußt sein gesamtes Leben unter die Konsequenz dieses Jahres gebeugt hat. Bis zum letzten Atemzuge ist er der Paracelsus des Jahres 1527 geblieben, äußerlich wie innerlich in der Unglückslage zwischen allen bürgerlichen Ordnungen und Amtsstühlen der damaligen Welt. Sämtliche Schriften von Rang aus seiner späteren Lebenszeit — und die füllen elf Quartbände, — gehen auf Vorlesungen zurück, die er in jenem einzigen Baseler Jahre gehalten hat!<sup>1</sup> Den mühseligen Rest seines Lebens, dreizehn Jahre also hindurch, hat Hohenheim in die Scheuern gebracht, was nach dreißigjährigem Lernen plötzlich in Basel erntereif geworden war: sein System, sein neues Organon, das er vor alt und jung der Baseler Ärzteschaft enthüllt hatte, oder wie wir genauer sagen müssen, zu enthüllen *begonnen hatte*. Denn er allein ermaß in jenem Augenblick den Umfang seiner Ernte. Sein damaliger Sekretär bekennt später, erst nach Jahrzehnten habe man ihm von der geistigen Bedeutung seines Herrn erzählt. Er hatte nichts ge-

<sup>1</sup> Auch die chirurgischen hat er in Gestalt der Bertheonea fertig von Basel mitgenommen, wie der unermüdliche und bewunderungswürdige Meister der Paracelsusforschung Karl Sudhoff jetzt in seiner Ausgabe der Werke VI, 23 f. angibt. Vgl. auch Band VIII, S. 6.

merkt! Eine solche »geballte Ladung« Geistes und der Seele im Augenblick des äußeren Erfolges, ein solches angenehmes Jahr des Herrn im theologischen Sinne, bewährt das Eingreifen Gottes in die menschliche Geschichte. Unser Gedankengang geht dahin, daß bei Hohenheim in Basel der äußere Ruf und die innere Bereitschaft zu einer wirklichen »Sendung« und Berufung in einzigartiger Weise sich begegnen sind. Daß nämlich jemand auf große Leistungen hin berufen wird, ist nicht selten. Als Heinrich Hertz seinen Ruf bekam, soll er gesagt haben: Warum beruft man mich, der ich ein ausgebrannter Krater bin? (Hertz ist in der Tat 37jährig gestorben.) Auch das Gegenteil ist nicht selten, daß ein innerer Ruf den Menschen veranlaßt, aus dem Tageslauf eines geordneten Lebens seinerseits hervorzutreten, und daß er mit dem Anspruch außerordentlicher Aufgaben seine Mitmenschen (unangenehm) überrascht, wie das etwa Robert Meyers oder Langbebus' Weg gewesen ist. Aber es ist eine der merkwürdigsten Fügungen in diesem wunderlichen Erdenleben, wenn beides sich vereinigt, wenn wie hier alle Keime eines außerordentlichen, überreichen Lebens im selben Augenblick gerinnen, wo von außen die Aufgabe vor den Mann hingestellt wird. Als Professor berief man Paracelsus, als Reformator, als Lutherus Medicorum trat Hohenheim aus dem unsteten Wanderleben nun plötzlich in den festen Kreis der Schule. Zwei Arten der Autorisierung also, die äußere und die innere, mußten sich in der Vorstellung des Paracelsus, der ja allein um beide wußte, ununterscheidbar verschmelzen. *Sein Leben wird ihm zum Amt, sein Amt wird ganz Leben.* Diese Autorisierung durch die Stunde, diese Erfüllung der Zeit bewirkt, daß sich das von dieser Verschmelzung einmal betroffene Leben nie wieder von ihr befreien

kann. Und so finden wir es bei Hohenheim. Er hat in Basel einmal den im tiefsten Sinne göttlichen Ruf zu erfahren geglaubt, die Regierung in der Medizin anzutreten, das heißt nach der Vorherrschaft anderer Nationen die Verkörperung der nun zur Weltgeltung berufenen deutschen Medizin zu werden, öffentlicher Verkünder der gerade diesem Himmelsstriche verliehenen und hier wiederzuentdeckenden Schöpfungswunder sein zu dürfen. Wir wissen heute, daß er die Vollmacht dazu hatte: Der Wunderbau der Naturgesetze oder genauer der gesetzmäßigen Natur, den wir heute als Erben längst furchtlos mit dem Gefühl des Selbstverständlichen mustern, hat er zuerst als einen lebendigen und doch gesetzmäßigen Prozeß vor sich gesehen. Die verzauberte Natur, der Tummelplatz der Hexen, Dämonen, Geister, die Einflüsse des Teufels und der Gestirne, die den mittelalterlichen Menschen ängstigte, lag klar geordnet vor seinem Blick als wohlgeordnete Schöpfung Gottes. Die Polarität, der Magnetismus, die Umnennung des Individuums Mensch in »der kleine Mensch« im Gegensatz zur Menschheit als »dem großen Menschen«, überall das Einfachste und Letzte zu ahnen — das war seine Vollmacht. Demgegenüber war es kein schuldhafter Fehler, sondern höchstens ein Irrtum, vielleicht nur eine unabänderliche Tatsache, daß er den Versuch in Basel überhaupt unternahm, obwohl er sich dabei nur auf privates Vertrauen stützen konnte, während die übrige Welt ihn, Paracelsus, so wie er wirklich war, mit Haut und Haaren, natürlich gar nicht haben wollen. Die hatte einen Professor gewollt, wir werden gleich sehen, was für einen.

Hohenheim hat die Konsequenzen aus dem Baseler Unglück aber nicht nur geistig-literarisch gezogen, sondern auch für seine persönliche und seelische Exi-

stanz. Nie wieder hat er versucht, einen ähnlichen oder überhaupt einen geschlossenen Wirkungskreis sich aufzubauen. Ein gebranntes Kind scheut das Feuer. So sagt man zu dergleichen von außen her. Von innen her: Was hätte ihn noch reizen, noch verführen sollen als Aufgabe, nachdem das göttliche Leben verzehrt worden war? Aber die Treue hat er dem Gott gehalten. Augustin sagt einmal: *Wer recht denkt, ist in Gott; wer recht lebt, in dem ist Gott.* Die zweite Hälfte dieses Satzes gilt für das Baseler Jahr: die erste aber für den qualvollen Rest des Lebens, wo er das damals Umgriffene und in gewaltigem Bau erstmals Hinausgeschleuderte auszuschöpfen und so zu retten trachtet, dadurch daß aus dem gelebten Leben jenes Jahres seine Lehre und Wissenschaft wird. In einem Buchentwurf, der nachweislich vor der Baseler Zeit geschrieben ist, nennt er in begeisterten Worten »Erfahrung die Jungfrau«, die auch »ohne den männlichen Samen« (großer Gelehrsamkeit) die Mutter aller Künste sei. Ihr weihe er die Kraft seiner jungen Jahre. So sehen wir auch seine Vorzeit ganz und gar in Erwartung der Erfüllung stehen. Diese Jugendschrift zeigt ihn übrigens im Zentrum oder genauer dem Ausgangspunkt all seiner nachher so umfassenden Lehren; es ist die Lehre von den Steinleiden, die ihn zu seiner neuen Chemie, seiner neuen diagnostischen Methode, seiner Arzneimittellehre dann weitertrieb, seine Medizin sozusagen in der Nuß, in nuce. Sie ließ ihm die ganze Gestalt des Menschen von der Geburt zum Tod als eine große Figur erfassen. Denn der Stein ist dieser großen Figur Schlacke und Formgußrest! Die Steinleiden also führen ihn zur Erkenntnis der Einheit des Lebenslaufs. Hohenheim erfaßt das Stoffliche als Funktion des Zeitablaufs!

Auch wenn man von dieser Werdezeit her auf den Baseler Aufenthalt blickt, sieht man, daß er kein Zufall war, sondern Erfüllung. Dies Jahr gehört eben auch noch in die Werdezeit hinein, genau so wie es andererseits schon die Ernte beginnt. Das Amt, die Aufgabe wirken diese erstaunliche, umfassende Anwendung des im kleinen geschauten Ineinander so vieler damals künstlich getrennter Fächer auf die gesamte Medizin. In Basel wird aus dem Füllborn seines bisherigen Denkens durch den Zwang von außen der Mikrokosmos einer neuen Heilkunde. Da es gar nicht in Frage kam, daß er sein bestes Eigenstes dem alten System opferte, so drang er in lebendiger vom Lehramt beflügelter Arbeit zum eigenen System vor. Es ist das genau der entgegengesetzte Weg, als ihn die Philosophen mit ihren Systemen wandeln. Diese sind Systematiker zur Selbstbelehrung. Hohenheim wird es in tätiger Liebe zu seinem Beruf und zu denen, die ihn betreiben. Das will er sagen, wenn er davon spricht, daß nun die Führung in der Medizin auf ein neues Volk, die Deutschen, übergegangen sei, und er diese Hegemonie beginne. Im Munde eines Systemphilosophen wäre das eine schauerhafte Selbstanpreisung. Aber dem, dessen System sich aus der Lehr- und Schulgemeinschaft jenes Jahres zwingend herauskristallisierte, lag jedes unpolitisch-selbstgenießende Denken fern: als lebendigem Baustein, als politischem Menschen, damit in die Sprache seines Lehrhauses »System« komme, schossen ihm die Gedanken zu Bündeln, diese zu strahlender Harmonie zusammen. So begriff er gar nicht, daß die Welt ihm als willkürliche Überhebung auslegte, was ihm im Dienste an der Reife der Zeit, aus Volk und Vaterland heraus übermächtig widerfuhr. Und doch gibt der Brief

an Dr. Klauser in Zürich von 1527 Aufschluß, wie demütig er seine Berufung und sein System als Gebot der geschichtlichen Stunde, und sich nur als Werkzeug empfand.

Suchen wir daher noch die Welt, auf deren Widerstand er stieß, und deren Stumpfsinn seine Glut so schnell zur Lava abkühlte, in der Art ihrer Tageskämpfe und Tagesinteressen zu begreifen, um das langfristige Streben Hohenheims gegen diese Kurzfristigkeiten abzuheben. Paracelsus kam in das Basel des Humanismus. Auf der einen Seite traf er noch auf die mittelalterlich-scholastische Welt des Herkommens in seiner Zunft: strenge Trennung von Chirurgie und Medizin, lateinischer Vortrag, Roter Talar (Paracelsus hat dies Kleidungsstück zum Ärger seiner Kollegen nie angelegt!), Autoritäten und Schematismen. Auf der anderen Seite stand eine wissenschaftliche Revolutions- oder Reformationspartei — der religiös-kirchlichen Reform eng verbunden und parallel — die ihr Heil im Zurückgehn auf gereinigte Quellen suchte: Von der Scholastik zurück zu den Lateinern, von den Lateinern zurück zu den Griechen hieß da die Losung. Ein gereinigter Stil, eine geläuterte Begriffsauslese schienen die Wiederkehr des klassischen Altertums zu verbürgen, mit dieser Wiederkehr aber schien auch das Höchste erreicht. Im ersten Augenblick — nur auf die Tatsache der Bewegtheit hingesehen, — mochte Paracelsus diesen Neuerern verwandt erscheinen. Wir sahen, die Humanisten zwingen ihm den Namen »Paracelsus« auf. Auf die Dauer kann er jedoch nicht mit ihnen verwechselt werden. In jeder geistigen Krisis, zum Beispiel auch heute, scheint zuerst alles Neue zusammengehörig. Aber immer gehen gleichzeitig nebeneinander her jene, die nur einen neuen Mechanis-

mus — heut etwa den Sozialismus so wie damals den Humanismus — an die Stelle des alten Apparates setzen wollen, die also nicht die Wahrheit, sondern den Erfolg brauchen und durch ihn die Herrschaft über ihr Jahrhundert, und jene, die an den Mängeln des Sterbenden, Alten zugleich die Mängel alles bloß Erfolgreichen überhaupt erkannt haben und aus diesem Tiefblick heraus zu Jahrtausendmenschen werden und eine radikale Umkehr und Aufhebung des Schlendrians unter Verzicht auf sofortigen Erfolg aussäen. Diese sind die wahren Reformatoren, denn sie gewinnen dem trägen Geist der Masse irgendeinen bleibenden Sieg ab. An Goethes Leben ist es schön zu erkennen, wie sich beide Wirkensweisen verbinden können. Es gibt einen Goethe, der ganz der Verkünder des neunzehnten Jahrhunderts und seiner Fortschrittsideen zu sein scheint, und einen anderen, wirklicheren, dessen Siegeszug erst heut im zwanzigsten Jahrhundert beginnt.

Und es ist lehrreich zu sehen, wie die Jugend durchaus nicht der tieferen Geistesader nachzugehen pflegt, sondern zu ihrem größeren Teile erfolgshungrig den Tagesgöttern folgt. Hohenheim hätte zwischen den scholastischen Alten und den humanistischen Modernen sich dann durchsetzen können, wenn ihm nicht die Jugend selber, für die er in die Bresche zu treten glaubte, an der und mit der die »Deutsche Monarchie« in der Medizin anheben sollte, wenn ihm die nicht in den Rücken gefallen wäre. Sie aber begriff wohl die Ideologie des Klassizismus, aber nicht den demütigen Dienst an der »Jungfrau Experientia«, den Hohenheim forderte. Sie war es, die dem jungen Professor spottend und büchergläubig den Galen entgegenhielt. Ist es ein Wunder? Welcher Student fürchtet nicht für sein Examen, welcher Schüler will

nicht in erster Linie den ordentlichen Weg geführt werden? Ist der gesichert, so genießt der Hörer wohl gern irgendeine süße Nebenfrucht in Gestalt einer »genialischen« Einzelvorlesung mit, aber auf einem neuen, ungebahnten, unerprobten Wege wird niemand, wenigstens im Rahmen der öffentlichen Schule, sehr viele hinter sich haben. Zuviel Lebensangst und Deckungsbedürfnis steckt dazu in den meisten. Das Versagen der Schüler aber gibt das Tragische in das Baseler Jahr hinein: Hohenheim mußte erfahren, was viel zu wenig in seiner Geltung bekannt ist, daß eine neue Wahrheit oder genauer eine neue Form der Wahrheit nie im ersten Anlauf schon lehrbar ist. Sie bedarf einer gewissen Abkühlung und Ernüchterung, um wie irgendeine Wahrheit zu wirken, das heißt um die Hörer nicht zu bestürzen. Paracelsus selber erzählt, daß er vieles aus seinem System in den Vorlesungen natürlich erst habe so hinwerfen müssen und nicht alles ausführen können. So haben gerade die fleißigsten Schüler vieles Einzelne, aber nicht die Tragweite und Tragfähigkeit des Ganzen erfassen können. In einem zweiten, dritten und vierten Jahre wäre es zweifellos möglich gewesen, sicherer, kälter und dadurch erfolgreicher zu lehren. Aber gerade die Reinheit, mit der das Neue in Theophrast sich darstellte, verhinderte, daß ihm dazu Zeit gelassen wurde. Er mußte fliehen, gerade als er voraussichtlich die äußere Lehrpraxis so weit inne hatte, um all sein Neues mit der Gelassenheit auszuwirken, die den Erfolg sichert. Einmal hätte er gleichsam sich selbst und die frische Geniezeit der Entdeckerperiode beerbt und in eine überlieferbare Form verwandelt haben müssen. Unmittelbar nach Basel beginnt denn auch die Reihe der Schriften, in denen er mit einer hinreißenden Einfachheit und Natürlichkeit sein neues Schöp-

fungsbild in kernigem Deutsch zu entfalten trachtet. So lehrt das Schicksal des Paracelsus in Basel, wie unabänderlich die Welt ihre Ordnung gegen den Einbruch des gottgetragenen Lebens verteidigt, wie sie es stets nur in verwandeltem, abgekühltem Zustande auf sich wirken lassen kann. Wenn wir mehrfach auf Goethe hinzuweisen Anlaß hatten, so mag dieser auch die resignierte Nutzenanwendung aussprechen:

»Wer will denn gleich was Besonderes hören?

Nur Mittelmäßige sollten lehren«.

Indessen mit diesem Spruch ist doch nur die weltliche, äußere Notwendigkeit seines Geschickes umschrieben. Innerlich ist der Sturz aus der Sonnenbahn absoluten Getragenwerdens und Berufenseins von dieser ebenso stolzen wie demütigen Seele auch nur mit den inneren reinbewahrten Kräften der Seele überwunden worden. Von außen öffnete sich fortan kein klarer Weg mehr; der Druck seiner Bücher sogar wurde hintertrieben, keine Erleichterung oder Ermunterung grüßte ihn. Aus der eigenen Kraft hat er alles herausschöpfen müssen, um sich zu ernähren und zugleich sein Lebenswerk noch in die Welt zu stellen. Diese Entlassung in die ungesellige, harte und einsame Selbständigkeit heraus aus dem Strom des Gemeinschaftslebens war unwiderruflich mit dem Verlassen Basels gegeben. Denn unwiderruflich war nun die Trennung von den beiden kämpfenden Parteien, der mittelalterlich-scholastischen so gut wie der reformatorisch-humanistischen. Es haben übrigens entsprechend Katholiken und Protestanten ganz gleichmäßig in der Folge an ihm und seiner Ehre gefrevelt. Erst recht versagte sich Hohenheim den Revolutionären um der Revolution willen, das heißt damals den Wiedertäufern und sonstigen Sektierern. In herrlichen Sätzen hat er das Ungesunde ihres Dranges

zum Martyrium gezeißelt.<sup>1</sup> Und so war ihm ein Einwachsen und Einwurzeln in eine Fraktion oder Gruppe des Volkslebens ebenso versagt wie die räumliche Heimat. Er, der von der Arznei predigte, daß sie nichts als Liebe sei, blieb fortan ein einsamer Gast der Landstraßen, die zwischen den festen Wohnsitzen der Bürger und Konfessionen, der Staaten und hohen Schulen hin und her führten. Aber er hat diese Verödung und Vereinsamung seelisch überstanden und er hat sich über diesen Wandel in seinem Leben kurz vor seinem Tode ausgesprochen in einem Wort, das wohl ebenbürtig neben dem oben angeführten Augustinuszitat steht. Augustin hatte gesagt: »Wer recht denkt, ist in Gott; wer recht lebt, in dem ist Gott.« Beide Formen des Glaubenslebens waren Theophrast durch seine Berufung nacheinander widerfahren. Nun nahte der Tod; und in seiner großen Weisheitslehre verschmolzen die ärztlichen, die theologischen, die persönlichen Erfahrungen. Und siehe da, er kann nun nach dem zu Ende getragenen Kreuz die Offenbarung des Basler Jahres und das erdhafte geschöpfliche Leben der Folgezeit nicht anders als nebeneinander setzen. Er ist eben kein religiöser Schwärmer; beide Wege zusammen erst vermitteln dem Menschen die Erlösung. »Wie es auch ist, das Leben, es ist gut.« Doch nun zu der Stelle, an der er diese merkwürdige Entdeckung des Doppelweges der Erlösung ausspricht. Er vergleicht dort das Wandeln des Menschen aus dem heiligen Geist des verbundenen, gemeinsamen Lebens mit dem mühsamen Schreiten nur aus der eigenen Kraft, er, der in beidem so wohl Bewanderte. Es sind Sätze, die den Schlüssel zu dem Problem Paracelsus in Basel geben. Sie zeigen, daß sich Theo-

<sup>1</sup> Paracelsus, Krankheit und Glaube, her. von R. Koch und E. Rosenstock, in Frommanns philosophischen Taschenbüchern, S. 44 f.

phrast von Hohenheim unter das schwere Gesetz des *doppelten Anfangs* gebeugt hat, daß er »das angenehme Jahr des Herrn« seinem Schöpfer durch die schweren Erdenjahre hindurch bewußt wiederzugeben getrachtet hat. Sie zeigen, wie die Stationen des Lebens, die wir im ersten Bande als »Leben, Lehre und Wirken« gegeneinandergestellt haben, zu einander gehören wie Wort und Antwort. Sie zeigen es um so eindringlicher, als Hohenheim sie eben mit seinem ganzen Leben hat lernen müssen. Zuerst hatte er seinen »Einbruch in die Wirklichkeit«, seinen gnadenvollen Anfang, natürlich geradlinig voranzutragen wollen. Er hatte ausgerufen (Werke Sudhoff VIII, 47): »Ich hab mein Anfang wohl angefangen und ihn angefangen, das er kein end wird haben.« Jetzt weiß er, Vollendung muß einen Bruch, ein Herausfallen aus der Seligkeit, überleben. Wohl noch nie ist dies Hinzutreten der rein irdischen Arbeit zur Gnade so demütig und doch so bestimmt ausgesprochen worden wie in diesen Sätzen. Mit ihnen wollen wir deshalb schließen.

*»So Gott seine Hand abzeucht, so ist es nicht anders, denn daß er den heiligen Geist von Menschen nimmt und läßt ihn mit seiner eigenen Vernunft nach seinem Gefallen handeln.* Wo der heilige Geist nicht ist, da ist der freie Wille; denn wo der heilige Geist ist, da müssen alle Dinge nach dem heiligen Geist gehen. Aber auch wo dieser Geist ist, ist freier Wille, denn man liebt diese Freiheit des Geistes aus freigeßtem Willen zum Guten und zur Wahl des Guten.

Wem nun der heilige Geist entzogen ist wie den Verdammten, diese haben zwar auch freien Willen, aber im Argen zum Morden, Stehlen und Betrügen. Der rechte freie Wille ist aber der, der die Probe besteht in der Versuchung, durch eigene Vernunft ohne den heiligen Geist.«